

Auftrag 1:

1. Gehen Sie auf die Seite www.admin.ch, EDA, Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit DEZA.
2. Stellen Sie die zwei der wichtigsten Aktivitäten der DEZA kurz der Klasse vor.

Auftrag 2:

1. Fassen Sie den folgenden Artikel auf maximal 2 A-4-Seiten zusammen.
2. Halten Sie einen Kurzvortrag über die momentane Situation in Simbabwe.

Dokument / Titel	Schwarze Flammen
Untertitel	Staatstragik
Quelle	DIE ZEIT 26/2003
Autor	Bartotholomäus Grill Gekürzte und bearbeitete Version von Ruedi Wälti



Das Militär und seine Schlägertrupps stehen auch nach 23 Jahren immer noch hinter Robert Mugabe, dem Präsidenten von Simbabwe
Foto: Howard Burditt/REUTERS/E-LANCE MEDIA

Schwarze Flammen

STAATSTRAGIK

Demonstranten werden niedergeknüpelt, Oppositionelle verhaftet, Journalisten verjagt. In Simbabwe steht das Volk auf gegen seine Peiniger. Geheime Reise in ein brennendes Land.

Von Bartholomäus Grill

Pius Ncube ist der Erzbischof von Bulawayo.

Kräftige Gestalt, kardinales Auftreten, milde Züge, feste Stimme. Pius Ncube sieht genauso aus, wie man sich einen katholischen Oberhirten vorstellt. Pius Ncube gehört in den Augen der Mächtigen zu den gefährlichen Volksaufwieglern. »Ich werde bespitzelt und bedroht. Präsident Mugabe hat gesagt, er werde mir die Hoden abschneiden lassen.« Es will nicht zu dem frommen Mann passen, aber in diesem Moment saust seine Faust auf den Schreibtisch nieder. »Es reicht! Wir können nicht mehr schweigen. Wir müssen aufstehen!«

Aufstehen gegen eine Regierung, die Simbabwe an den Rand des Abgrunds gebracht hat. Das war nicht einfach, wenn man bedenkt, dass das Land reich gesegnet ist mit fruchtbarer Erde, Bodenschätzen und einem enormen touristischen Potenzial. Aber Staatschef Robert Mugabe und seine Partei, die Zanu-Pf, haben es in den 23 Jahren seit der Unabhängigkeit geschafft. Die Bilanz der Selbstzerstörung: Zwei Drittel der zwölf Millionen Simbabweer leben in Armut, 70 Prozent haben keine Arbeit. In den Fabriken stehen die Räder still. Die Inflationsrate beträgt 269 Prozent. Der Staat ist bankrott, die Zentralbank hat nicht einmal mehr das Geld, um Geld zu drucken. Die so genannte Landreform, also die Zwangsenteignung und Vertreibung weißer Großfarmer, hat der Volkswirtschaft endgültig das Rückgrat gebrochen. Die Felder liegen brach, die Gehöfte verfallen, in den Silos ist kein Scheffel Getreide mehr. Millionen hungern. In Simbabwe, einer der Kornkammern Afrikas.

Man hatte mich gewarnt, im Hotel seien Spitzel. Ich bin der einzige Gast

»Dieser Hitler hatte nur ein Ziel: Gerechtigkeit für sein Volk... Wenn Hitler so war, bin ich ein zehnfacher Hitler«, sagt der Präsident über sich selbst.

Leere Straßen, verwaiste Marktstände, wenige Fußgänger. Ein paar Autos huschen über die Kreuzungen, die Soldaten sind in die Kaserne am Stadtrand zurückgekehrt. Sonntag in Bulawayo. 620000 Einwohner, der Handelsknoten und das Kulturzentrum im Süden Simbawwes, viktorianische Häuserzeilen, prächtige Parks, Wasserspiele, Kunstmuseum, Theater. Die Turmuhr vor der City Hall tönt wie der Big Ben in London. Es gibt sogar ein Philharmonisches Orchester. Und Radwege – eine Sensation auf diesem Erdteil. Die Avenuen sind breit, viel breiter als etwa der Ku'damm, und militärgerecht angelegt, die britischen Kolonialherren haben weit vorausgedacht. Richtig schön ist Bulawayo eigentlich nur im Frühjahr, wenn die Jacaranda-Bäume ausschlagen und die Stadt ihren violetten Blütenrock anlegt. In dieser farblosen Jahreszeit – es ist Winter auf der Südhalbkugel – erinnert sie eher an ein englisches Provinznest. Aber da sind dieser immerzu wolkenfreie, gänseaugenblaue Himmel und das bernsteingelbe Licht, das jetzt, am Spätnachmittag, die Stadt durchglüht.

Morgen früh soll der Massenprotest beginnen. Zvakwana! Genug ist genug, lautet das Motto des Movement for Democratic Change, der stärksten Oppositionskraft im Lande. Mugabe und seine Kohorten haben den MDC im Vorjahr um einen klaren Wahlsieg betrogen und viele seiner Mitglieder und Anhänger totgeschlagen. Nun setzt die Bewegung auf die Gegenmacht des Volkes: zivilen Ungehorsam, Streiks, Boykotts, Demozüge. Eine Verschwörung »britischer Imperialisten und der schwulen Banditen in Downing Street Nr. 10«, lesen wir in der Sonntagsausgabe des Chronicle, der einzigen Tageszeitung aus Bulawayo. Die Regierung spricht von einem Umsturzversuch; sie kündigt an, jeden Protest mit eiserner Faust zu ersticken.

Der Big Ben vor dem Rathaus schlägt halb sieben, als der erste Militärhubschrauber über die Dächer knattert. »Das kennen wir«, sagt der Kellner am Frühstückstisch, »das haben schon die Rhodesier gemacht, um uns einzuschüchtern.« Die Methoden der weißen Kolonialherren, übernommen von der schwarzen Regierung. Vor dem Selborne patrouillieren Infantristen, Mannschaftswagen der Polizei rattern die Takawira Avenue hinunter. Neun von zehn Läden sind geschlossen, niemand erscheint zur Arbeit. Das Industriegebiet wirkt so menschenleer, als hätte eine Neutronenbombe eingeschlagen. Aus der Hauptstadt Harare wird gemeldet, dass Morgan Tsvangirai, der Vorsitzende des MDC, um 8.55 Uhr verhaftet worden sei.

Die Berichte über Massaker hielt jeder für Schauergeschichten

Auf einer Brachfläche im Northend sind Wasserkanonen und Gummiknüppel im Einsatz. Die Polizei treibt ein paar hundert Demonstranten auseinander. Als ich das Viertel erreiche, herrscht schon wieder Friedhofsruhe.

»Noch ist die Angst größer als der Zorn«, erklärt Shari Eppel. Die Psychologin arbeitet für den Solidarity Peace Trust, eine Menschenrechts-organisation. Ihr Telefon klingelt im Dreiminutentakt, sie sammelt die Berichte von Übergriffen und Verhaftungen. »Die Menschen sind traumatisiert. Sie werden seit 100 Jahren unterdrückt.« Der Name Five Brigade löst bis zum heutigen Tage Entsetzen aus. Das war eine von Nordkoreanern gedrehte Spezialeinheit der Armee. Mugabe sandte sie Anfang der achtziger Jahre nach Bulawayo im Herzen des Matabelelandes, um Dissidenten zu vernichten. Sie folterten, vergewaltigten und exekutierten Tausende und Abertausende von Zivilisten, nachzulesen in einem Report der Katholischen Kommission für Frieden und Gerechtigkeit mit dem Titel Das Schweigen brechen. Die Zahl der Opfer wird auf 15000 bis 20000 geschätzt.

Als Bundespräsident Richard von Weizsäcker 1988 Simbabwe besuchte und einen Abstecher nach Bulawayo machte, wurde über dieses Thema selbstverständlich nicht geredet. Es gab einen Staatsempfang und wechselseitige Lobpreisungen. Wir, die eingebetteten Journalisten, wohnten damals auch im Selborne, es war noch eine gute Adresse. Bei einem Spaziergang fragte ich Richard von Weizsäcker, was er von seinem Amtskollegen Mugabe halte. »Ein kluger, besonnener Politiker, der um Ausgleich bemüht ist«, antwortete der Bundespräsident. Seinerzeit dachten wir alle so. Wir hielten die Berichte über die Massaker für heillos übertriebene Schauer-geschichten.

Nun sind sie wieder da, die Soldaten und Parteilizen, die Kriegsveteranen, Geheimdienstleute und green bombers, Mugabes jugendliche Mordbrenner. »Und wieder schaut die Welt weg, wie damals«, sagt Eppel. Dabei erfüllt Simbabwe alle Kriterien eines Schurkenstaates, nur dass sich die terroristischen Energien des Regimes nach innen richten. Eppel zeigt Bilder von Opfern, die im Polizeigewahrsam mit Prügeln, Kricketschlägern und sjamboks, Nilpferdpeitschen, malträtirt wurden. Sie erzählt von gebrochenen Knochen und zerstörten Seelen.

Die Leute auf der Straße wollen einem Fremden nicht Rede und Antwort stehen. Und Prominente wie Japhet Ndabeni-Ncube, MDC-Bürgermeister von Bulawayo, oder Abraham Mdlongwa, Provinzchef der Partei, kann man nicht mehr sprechen. Sie wurden gestern Abend festgenommen und befinden sich in der Central Police Station, 200 Meter von meiner Absteige entfernt. Die Folterzentrale mit dem stolzen simbabwischen Urvogel auf der Fassade. In den vier mal zweieinhalb Meter engen Zellen werden bis zu zwei Dutzend Inhaftierte zusammengepfertcht, berichten die Opfer. Sie müssen Kriegslieder singen und die Slogans der Partei nachbeten. Der

Mann in der preußisch-blauen Uniform, der gerade aus dem Polizeihauptquartier tritt – ist das vielleicht Sergeant Ngwenya, der in den Folterprotokollen als Peiniger genannt wird? Das allgegenwärtige Misstrauen in dieser Stadt steckt an, und es ist nicht einfach, Fakten und Fiktionen auseinander zu halten.

Da kursiert zum Beispiel das Gerücht über die 40 Hungertoten in einem städtischen Krankenhaus, aber im Mpilo Hospital will man das nicht bestätigen. Die Patienten könnten auch an Tuberkulose gestorben sein oder an den Folgen von Aids, heißt es; Simbabwe verzeichnet, als hätte es der Tragödien nicht genug, eine der höchsten HIV-Raten der Welt, ein Drittel der Bevölkerung ist infiziert. Die Hungersnot beschleunigt das große Sterben. Aber wenn wir uns bei einem field officer erkundigen, der für die humanitäre Organisation World Vision arbeitet, gewinnen wir den Eindruck, es handle sich lediglich um einen vorübergehenden Versorgungsengpass. Natürlich will er sich auch nicht zu dem Vorwurf äußern, dass Hungernden, die man als Sympathisanten der Opposition verdächtigt, Nahrungsmittelrationen vorenthalten werden. Und mit aktuellen Zahlen könne er auch nicht dienen, sagt er, und versteckt sich wieder hinter seinem Laptop.

Nur die Stärksten überleben. Moses lacht, als er das sagt, und man wundert sich, wo die Menschen ihre heitere Gleichmut hernehmen. In diesen Zeiten ist Gleichmut ein Problem, darüber hat schon der Erzbischof geklagt. Die Simbabweer seien allzu schicksalsergeben und nähmen alles hin.

Am Abend kommen wieder die Raben, krächzende Schwärme, die sich in den Bäumen vis-à-vis des Hotels niederlassen. Die Dunkelheit fällt wie ein Stein auf Bulawayo. Die Straßen sind leer gefegt, die Winterkälte kriecht in die Häuser. Still, reglos und voller Furcht – so lieben Diktatoren ihre Städte.

David Coltart haben die Häscher noch nicht erwischt. »Unmöglich«, sagt er am Handy, »im Selborne können wir uns nicht treffen. Zu viele Leute in Zivil, Sie werden verstehen...« Er schickt ein Auto, das uns im Zickzackkurs zu seinem Versteck bringt. In den Straßen sind jetzt viele Menschen. Sie stehen herum, warten, hoffen, dass irgendetwas passieren möge. Viele wirken ratlos, verängstigt, gelähmt, wie von einem Stupor befallen. Ein Brotladen hat geöffnet, die Downings Bakery. Vor der Tür eine lange Warteschlange, hungrige Gesichter, weinende Kleinkinder.

»Sie können doch nicht Millionen niederschießen!«

Das leberbraune Stahltor eines von festungsartigen Mauern umsäumten Hauses irgendwo in der Vorstadt öffnet sich. Gepackte Bücherkisten, abgehängte Bilder – als würden die Bewohner gerade einziehen oder ihre Flucht vorbereiten. Es ist das Haus von David Coltart, dem Anwalt, der als Justizminister im Schattenkabinett der Opposition gehandelt wird. Ein feingliedriger, sehr weißer, sehr britisch anmutender Mann, das ideale Feindbild für ein schwarzes Regime, das den antikolonialen Endkampf ausgerufen hat. »In Wahrheit ist es der Kampf zwischen einer reichen, korrupten Elite und den völlig verarmten Massen.« Coltart gießt Tee in viktorianische Tassen und schiebt die aktuelle Liste der Verhafteten über den Tisch. Am Morgen des zweiten Protesttages sind es bereits 160 Personen, darunter viele Vorstandsmitglieder und Abgeordnete des MDC.

»Je enger der Kreis um Mugabe wird, desto brutaler wehrt er sich. Noch kann er sich verlassen auf seine Sicherheitskräfte und Parteischläger. Der Widerstand müsse erst eine kritische Masse erreichen, wie einst in der DDR oder auf den Philippinen. «Wenn nämlich Millionen protestieren,

werden die Soldaten aufgeben«, fährt Coltart fort, »sie können doch nicht Millionen niederschießen!« Es klingt, als müsse er sich selbst Mut zusprechen, denn in Bulawayo trauten sich heute nicht viele Leute auf die Straße, 1000 allerhöchstens. Ist zvakwana, die Großaktion, gescheitert? »Nein, sie fängt erst an! Aber vermutlich muss es noch viel weiter bergab gehen. Denken Sie nur an Somalia.«

Ein Bursche im weißen T-Shirt schlendert die Takawira Avenue hinunter, die schwarze Aufschrift – No to mass action!, nein zu Massendemonstrationen! – weist ihn als Schläger der allmächtigen Partei aus. Die Passanten gehen ihm aus dem Weg. Das letzte Bild auf der Avenue hinaus zum Flughafen: Ein Polizist schreibt Parksünder auf. Als seien wir in einer ganz normalen Stadt irgendwo in Afrika.